

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 22.

Erster Jahrgang.

30. Mai 1857.

### Die Billichmühe.

Eine vaterländische Studie.

Es klingt gar sonderbar, wenn man im Bonnemonat, dessen Blumenduft und Frühlingsluft selbst das frostigste Gemüth erwärmet, einen so winterlichen Gegenstand, wie die Aufschrift besagt, zur Sprache bringt, und wir können die Besorgniß nicht unterdrücken, daß man uns deßhalb retrograder Tendenzen oder der völligen Unkenntniß der jetzigen Zeitrichtung beschuldigen werde. Dieser Vorwurf könnte um so begründeter erscheinen, da ja der moderne Amazonenhut ein viel zeitgemäßeres und lohnenderes Object für eine Federzeichnung wäre. Er ist der eigentliche Träger der Tageschronik, die auch in unserer Stadt ihn als absoluten Beherrscher anerkennt, zu welcher hohen Stellung er sich in kürzester Frist mit einem in den hiesigen Annalen der Mode noch nicht verzeichneten Beifalle emporgeschwungen hat. Außerdem findet der aufmerksame Beobachter an ihm das, was er an der Pelzmühe vergebens sucht, nämlich die reizendste Mannigfaltigkeit in der Form und Ausschmückung, unter ihm rothe Lippen, blühende Wangen, feurige Blicke, oder das Gegentheil von Allem dem, jedenfalls aber kann er bei tiefern psychologischen Studien über die Motive, welche diese oder jene Abweichung in der Gestalt, Verzierung und namentlich in der Dimension des Hutrandes begründen, zu den untrüglichen Schlüssen über die Geheimnisse des in seinem Schatten schlagenden weiblichen Herzens gelangen.

Doch wir wollen bei der Billichmühe bleiben, in der löblichen Absicht, dieses urwüchsig-krainische Produkt zu Ehren zu bringen, und dem bereits öfters in eindringenden Worten ausgesprochenen Wunsche, vor Allem das Vaterländische zu berücksichtigen, Folge leisten. Aus patriotischer Vorliebe, die von Manchem als verrosteter Provinzialismus gescholten wird, widmeten wir von jeher dieser echt nationalen Kopfbedeckung unsere Aufmerksamkeit, dazu kam noch das naturhistorische Interesse an dem drolligen Thierchen, das mit seinem Balge den Stoff zu jener liefert. Man muß den Billichfang mitgemacht haben, in einer düstern Herbstnacht, bei Fackelbeleuchtung, unter Anleitung eines erfahrenen Praktikers, wie sich solcher die Gottscheer, Reifnitzer und Schneeberger Gegenden mit vollem Rechte rühmen können;

man muß aus dem Munde eines solchen Mentors die Volkstraditionen über die Lebensweise des Billichs vernommen haben, und selbst Zeuge des beim Fange unterlaufenden Teufelspuckes gewesen sein, um zu begreifen, wie sich an die profaische Erscheinung dieser Mühe eine so kräftige Waldromantik anknüpfe, daß mit ihr all die moderne Poesie des Amazonenhutes in gar keine Parallele gestellt werden kann. Das gespensterhafte Geräusch im welken Laube, die knurrenden Töne „bern“ „bern“ des nächtlichen Waldvölkchens, ihr gelendes Gequicke bei all zu zärtlichen Liebkosungen, wie sie bei dieser bissigen Familie gang und gäbe sind, die schnalenden Laute der Nachttause, welche häufig als plötzliches Ungewitter zwischen die in alle Weltgegenden zerstäubende Rote fährt, das „Klip“ „Klap“ der die genähtigen Rager erfassenden Fellen, die in den letzten Todeszuckungen zappelnden Fettwänste, endlich ein Festdiner mit geschmorten Billichchen, in einem Fettozean schwimmend, all diese bunte Gewirre von Naturlauten und Naturbildern reproduzirt eine nicht allzu träge Phantasie beim bloßen Anblick einer Billichmühe. Sie ist ein Charakterbild unseres Landes. Wir wollen damit nicht gesagt haben, was Manche irrtümlich behaupteten und welches Märchen selbst Balvasor seinen Lesern aufsticht, daß der Billich bloß in Krain vorkomme; nein, so engherzig ist unser Patriotismus nicht, daß wir auf Kosten der Wahrheit dem Nehmausgeschlechte die natürlichen weiten Gränzen seiner geographischen Verbreitung beeinträchtigen würden, aber mit Fug und Recht können wir den Satz aufstellen, daß Krain das gelobte Land dieses Rager-Geschlechtes sei. Man gönne dem Billich anderswo die üppigsten Fettweiden in den herrlichsten Buchenwäldern, so wird es doch nirgends zu jenem frohenden Ansätze des blühendsten Fettes, zu jener vollendeten Ausbildung des sammetweichen, silberdurchwirkten Pelzes bringen, als eben bei uns, wo die Natur nicht nur für die Stillung seines Appetites hinlänglich gesorgt, sondern ihm auch zur behaglichen Ruhe, ungestörten Verdauung, in sich gefehrten Selbstanschauung und zur Sicherstellung vor feindlichen Angriffen, ein weitverzweigtes System von Höhlen und Löchern, Poxsine genannt, für deren Ausbeute die Billichfänger der Herrschaften manch blanken Thaler zahlen mußten, zur freien Disposition gestellt hat. Selbst die Sorgfalt der römischen Gourmands, von denen die Billiche in eigenen Gehegen, die sie Sirarien nannten, zu wahren Fettklumpen gemästet wurden,

konnte denselben kein bequemeres, kein schöneres Dasein bereitet haben.

Gegenüber diesem Reichthum an naturhistorischen Beziehungen, welche die Billichmütze darbietet, ist ihre geschichtliche Seite ein quellarmes und völlig steriles Gebiet, wo man sich nur in vagen Vermuthungen ergehen kann. Für die Mode-Journale war sie stets ein non ens; selbst die heimischen Schriftsteller hielten es bisher nicht der Mühe werth, eine ausführlichere Beschreibung davon zu liefern. Die ältesten schriftlichen Nachrichten über den mit ihr in innigem Zusammenhang stehenden, in Krain seit jeher florirenden Billichfang reichen nicht über das 16. Jahrhundert zurück. Der gewissenhafte Matthioli, dem wir die älteste Notiz über letzteres Thema verdanken, macht nicht mit einer Sylbe des Billichfelles Erwähnung, das ihm gewiß Gelegenheit geboten hätte, auf das Kapitel der Kopfbedeckung zu kommen, obwohl er dem Fette des Billichs, als einem landesüblichen probaten Heilmittel gegen manche Leibes Schäden, mehrere Zeilen widmet. Doch dürfte bei dem Umstande, daß die Bauern an diesem Erbsüßke der Landestracht ihrer Vorfahren noch immer mit besonderer Pietät hängen, und bisher jeden Eingriff der Mode von selbst mit Entschiedenheit abgewehrt haben, die Vermuthung gerechtfertigt erscheinen, daß sie schon in uralten Zeiten bei uns im Gebrauche war, und wenn die Vertheidiger der Slavizität der einstigen Pannonier in der slavisch feinsollenden Wurzel dieses Volksnamens einen triftigen Grund für ihre Behauptung gefunden zu haben glauben, so können wir ihnen auch die Durchführung des Beweises, daß jene Urbewohner Krain's schon die Billichmütze kannten, gestraft überlassen.

Sechszehn Billichfelle, in der Art zusammengenäht, daß sich die weißen Bauchränder zu abwechselnden parallelen Streifen an einander reihen, wodurch eine wohlthuende Nuancierung in das einförmige Grau des Pelzes gebracht wird, bilden das Stoffliche der Billichmütze. Ihre Gestalt ist die eines abgestuften Kegels, an dessen Mantelfläche sich der umstülpbare, mit einem Schlitz versehene Rand eng anschließt. Der besagte Schlitz ist die einzige Stelle, die mit Bändern und Maschen geziert ist, sonst ist die Mütze durch und durch Pelz, man drehe und wende sie wie immer, ja man stülpe sie völlig um, sie verläugnet ihren Charakter in keiner Situation. Eine weitläufigere Erörterung ihrer sonstigen Vorzüge wird uns dadurch erleichtert, da eine in jüngster Zeit ihr zu Theil gewordene Auszeichnung ohnehin alles besagt, was man nur immer zu ihren Gunsten anführen könnte. Sie wurde nämlich bei der Wiener Mai-Ausstellung im Augarten mit der kleinen silbernen Medaille prämiirt. Dieses, in ihrer sonst einförmigen Geschichte epochemachende Ereigniß hat uns bei der großen Theilnahme, die wir seit jeher ihr schenken, um so angenehmer berührt und zu dem Entschlusse gebracht, durch die Presse zu ihrer Verherrlichung nach Kräften beizutragen. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke der krain. Landwirtschaft-Gesellschaft, daß sie ein Exemplar dieses vaterländischen Industrie-Produktes für die Abtheilung der Gegenstände häuslicher Industrie

nach Wien sandte; ebenso ist es der beste Beweis für die eindringende Prüfung, welcher die dortigen Preisrichter die eingelangten Ausstellungsobjekte unterzogen, daß sie unter der erdrückenden Menge von Kleidungsstücken und Kopfbedeckungen den Werth dieses bescheidenen Artikels herauszufinden wußten. Solidität, Zweckmäßigkeit und Billigkeit waren, wie der Ausstellungs-Katalog besagt, die Gesichtspunkte, von denen die Jury bei der Preisvertheilung in dieser Abtheilung ausging; diesem Allem entspricht unser Objekt vollkommen, und es ist kein hyperbolischer Ausdruck, wenn wir den Preis von 30 Kreuzer pr. Stück einen fabelhaft billigen nennen.

„Der Billichmütze steht eine glänzende Zukunft bevor!“ also wird mancher patriotische Enthusiast ausrufen, und „Muster Vorwärts“ würde schon jetzt im prophetischen Geiste, bei ziffermäßiger Spezifizirung der pekuniären Vortheile, die daraus unserm Lande erwachsen, ihrem Exporte die kühnsten Bahnen vorzeichnen. Doch so sanguinisch sind unsere Hoffnungen nicht. Vorerst muß ihr bedeutendster Gegner aus dem Felde geschlagen werden, nämlich der Cylinder-Hut. Doppelt willkommen war uns daher ein Aufsatz, betitelt: „Hut und Kappe“ in der letzten Nummer der österreichischen Zeitschrift für Heilkunde, worin die Naturwidrigkeit der „Angststöhre“ aus Sanitätsrückichten nachgewiesen, und für den Winter die Pelzkappe, für den Sommer der Strohhut wärmstens anempfohlen wird. Sollte, was wir sehr herzlich wünschen, die Wucht der medizinischen Gründe auf der Waagschale der Pelzkappe vollends den entscheidenden Ausschlag geben, dann wird auch die Billichmütze an den Triumphen der Pelzkappe partizipiren können.

## Verschiedenes.

### Entdeckung Amerika's durch die Chinesen.

Der californische „Demokrat“ theilt nach dem „San Francisco Bulletin“ einen Aufsatz des chinesischen Dolmetschers J. Hanley über die frühesten Entdecker Amerika's mit. Danach hätten Chinesen Amerika schon vor 1400 Jahren entdeckt und das Land (offenbar Mexiko), welches 20.000 chinesische Meilen weit ostwärts liege, beschrieben. Nach ihnen kamen 492 n. Chr. buddhistische Priester von dort zurück, die meldeten, daß 459 schon buddhistische Traktatlein und Götzenbilder dort ausgeheilt worden seien. Die nennen das Land: Fusang, von einem Baume, der dort wachse, mit Blättern ähnlich des Bambus, dessen Früchte die Eingebornen essen und aus dessen Rinde sie Kleider weben. Auch Bücher hatten sie auf die Rinde des Fusang geschrieben. Von demselben Baume (dem Maquay) sagt Prescott später, daß man seine Rinde, in einen Brei verwanbelt, zu Papier verarbeite; aus dem Saft mache man das berausende Getränk, die „Pulque,“ während man mit den Blättern die Dächer decke; die Fibern geben Stricke, und selbst die Wurzel biete eine nahrhafte Speise. Kurz, die Pflanze lieferte den Azteken zur Zeit der chinesischen Entdeckung Alles, wie später auch. Die Chinesen melden ferner, die Eingebornen hätten kein Eisen, sondern nur Kupfer, und alle Werkzeuge, mit denen sie Metall und Steine bearbeiteten, würden aus einer Mi-

schung von Zinn und Kupfer gemacht. Silber und Gold waren wenig geachtet. Kurz, der chinesische Bericht weicht von dem etwa 1000 Jahre späteren von Prescott fast in keinem Punkte ab. Es herrschten damals schon dieselben Sitten; die Religion, die Kulturstufe war dieselbe. Merkwürdig ist die Aehnlichkeit der Religion der Azteken mit dem Buddhismus, so wie überhaupt die Uebereinstimmung der Künste, Einrichtungen und Sitten mit den chinesischen. Merkwürdig ist ferner die Aehnlichkeit der Gesichtszüge zwischen den Indianern und den Chinesen, der ähnliche Akzent beider Sprachen, die beide einsylbig sind und die sogar in den Wörtern vielfach übereinstimmen. Folgende Wörter mögen dieß erläutern:

Indianisch.	Chinesisch.	Deutsch.	Indianisch.	Chinesisch.	Deutsch.
Nang-a	Nang	Mann	Yi-soo	Soa	Hand.
Kook-a	Keok	Faust	Ack-a-soo	Soo	Bart.
Yuet-a	Ynet	Mond	Yeta	Yat	Sonne.
Uyta	Hoto	Viel	Lee-lum	Ee-lung	Taubheit.
He-ya pa	Ho-ah	Gut	A-pa	A-pa	Vater.
A-ma	A-ma	Mutter	Ko-le	A-ko	Bruder.
Ko-chae	To-che	Dank	Ngam	Yam	Betrunken.
Koo-lae	Kukay	Ihr	Koo-chue	Chue-koo	Schwein.

Tiyam in der Indianer-Sprache bedeutet Nacht, Ti-Yam im Chinesischen die Gottheit des Mondes oder der Nacht; Heema bedeutet in der Indianer-Sprache die Sonne, in der Chinesischen die Gottheit der Sonne, oder der Tag; Wallae in der Indianer-Sprache Freund, in der Chinesischen Mann; auch in der Hindu-Sprache bedeutet Walla Mann. Aus Allem ergibt sich, daß die Chinesische Einwanderung nach diesem Kontinent uralt sein muß, und daß selbst die offiziellen Berichte hierüber 1000 Jahre älter sind, als die von der Entdeckung von Amerika von Europa aus.

**Parodie des Liedes von der Glocke.** Bei F. B. Auffahrt in Frankfurt a. M. ist im niedlichen Sedez ein poetischer Versuch erschienen, dem man das beliebte Prädicat „zeitgemäß“ nicht abstreiten kann, nämlich „das Lied von dem Wobbel (crédit mobilier),“ eine Parodie von Schiller's Glocke; mit dem Motto: „Handle nie franco, Creditir' nie in blanco, Habe nie Manco.“ Der ungenannte Verfasser hat sich die Aufgabe etwas leicht gemacht, indem er sich ganz nüchtern an das Original hält, doch erzielt er damit manche gute Pointe, und der Börsenkennner findet wohl Anspielungen heraus, die uns entgehen müssen. Der Ueberdruß an dem aufgeregten Treiben der Agiotage, der Unwille gegen die Entfesselung der Habgier mag mitunter auch Denjenigen ergreifen, der in die Karten sieht oder sich am Spieltische selbst zu betheiligen hat. Der Autor schildert den Zubrang der Menge beim Beginn der Einzeichnungen:

Sieht wie schon die Thoren springen,  
 Wehl, die Massen sind im Fluß.  
 Kaum ist's möglich durchzudringen,  
 Dieß befördert schnell den Schluß.  
 Doch vom Volksfchaum rein  
 Muß die Zeichnung sein,  
 Daß von Effektiv-Metalle.  
 Rein und voll die Kasse schalle.

Unser Parodist bekundet sich überhaupt als ein Geschäftsmann der bessern Art und als ein Gegner der Huck und ihres modernen Unfugs; er sagt:

Wenn man Mobiles und Banken schafft,  
 Dann braucht man diese Schwindelkraft;  
 Doch furchtbar wird die Schwindelkraft,  
 Wenn sie der Fessel sich entrafft,  
 Einherstürzt auf der eig'nen Spur,  
 Die schlechte Tochter der Kultur. (Ref. 3tg.)

**Charakteristik deutscher Schriftsteller.** Adolf Schults läßt in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ die Namen berühmter und bekannter Schriftsteller durch nachfolgende Einzelzeilen ergänzen:

1. Schied uns das Gold von dem Messing.
2. Weiß nicht, ob Zauberstab, ob Stoc?
3. Kam, daß er Menschenthum förder.
4. Wasser viel — aber nicht viel Land.
5. Meister der Harf' und der Flöte.
6. Lerche, die Welt füllt ihr Kriller.
7. Landelmarkt haltender Dichter.
8. Glockengeläut' aus der Ruhe' Land.
9. Barren von Silber, zerstückert.
10. Starb an verhaltenen Thaten.
11. Sumpfslicht, von magischem Scheine.
12. Mandel, doch bitter von Kerne.
13. Rauher, gewalt'ger Zimmermann.
14. Rosen aus Schutt ließ er blüh'n.
15. Wandler der Nacht durch die Feenau.
16. Bettrenner — endend im Sperrweg.
17. Ohne den Bart wär's ein Weibch.
18. Kämpfer für Gott, mit Cadetzwil.
19. Flocht lieber Ruthen als Kränzel.
20. Wäger des Plus und des Minus.
21. Scheere, von ungleichem Schnitt.

**Zur Literatur.**

- Die Vagabunden. Roman in 3 Bänden, von Karl v. Holtei, 2. Auflage.
- Die kleine Narrenwelt. 3 Bände, von A. Sührow.
- Der Augenblick des Glücks. 2 Bände, von F. W. Hackländer.

Wer mit prüfendem Auge die Fortschritte und Entfaltung der Literatur der Gegenwart verfolgt, all das Ringen und Streben auf dem Gebiete der Poesie beobachtet, der wird nicht mit einstimmen in das unverständige Geschrei des Publikums, es sei aus mit der Poesie und die Dichter und Schriftsteller thäten besser, ihr Papier unbeschrieben zu lassen. Es ist wahr, unter der Sündfluth lyrischer Poesien ist wenig Erhebliches, die wischen Versuche sind Versuche geblieben, den Dramen fehlt die innere Lebenskraft und im Roman haben uns unsere Nachbarn, die Engländer und Franzosen, überboten; denn ihre Romane sind gelesen. Daß französische und englische Novellen und Romane nun viel gelesen werden, ist sicher kein Zeugniß gegen die Trefflichkeit unserer Romanschriftsteller, sondern eher ein Armutstheugniß für den Geschmack des Publikums. Gerade die neuere Zeit ist für die novellistische Literatur so überaus ergiebig gewesen, sie hat so viel Gutes und Vortreffliches geliefert, daß das Publikum wohl nicht oft genug darauf hingewiesen werden kann, und der Spruch: „Warum in die Ferne schweifen; denn das Gute liegt so nah“, auf's Neue bewahrheitet wird. Gerade in der Novelle, im Roman und etwa noch in der poetischen Erzählung concentrirt sich die ganze Produktionskraft. Es ist das ein höchliches Zeichen, daß wir uns in einer Uebergangsperiode befinden. Man sucht nach einer neuen poetischen Form und wirt sich, bis sie gefunden ist, einwirken auf die Prosa, auf die Novelle, auf den Roman.

Unter den Romanschriftstellern unserer Zeit sind die drei oben angeführten gewiß zu den berühmteren zu zählen. Holtei's Werke sind längst Eigenthum des deutschen Volkes; Guskow hat sich durch seine Ritter vom Geiste, so wie durch seine Dramen ein schönes Denkmal gesetzt, und Hackländer ist binnen wenigen Jahren erklärter Liebling des Publikums geworden. Alle drei sind indeß so verschieden, daß es nicht uninteressant sein dürfte, sie ein Mal neben einander zu stellen und zu betrachten. Dazu bieten ihre obenerwähnten, theils ganz neuen, theils neu aufgelegten Schriften die beste Gelegenheit.

Holtei behandelt in seinen Bagabunden keinen ganz neuen, aber doch einen wenig erschöpften Stoff. Es ist dieß das regellose, ungebundene, nomadenhafte Leben und Treiben der Gaukler, Künstler, Herumschwärmer, Scimitalfer, kurz: aller jener Menschen, welche wir mit dem Collectivnamen „Bagabunden“ bezeichnen. Es liegt ein großer Reiz in dem Bagabundenleben; auch die Zigeuner, die Musterbilder aller Bagabunden, umschwebt er und ist die Ursache unserer vielen Zigeuneroperen.

Dieses Bagabundenleben in seinen hellen und dunklen Seiten führt uns nun Holtei in seinem Roman mit einer Treue vor, die Bewunderung erregt. Ich erinnere mich noch recht gut des Eindrucks, den das Buch bei seinem ersten Erscheinen auf mich machte. Die Frische und Wahrheit der Schilderung, die psychologische Treue der Charakterzeichnung, die verwickelte und doch klare Composition rissen mich hin. In der Person des Helden Anton macht der Leser die seltsamsten Bekanntschaften; mit den Gauklern, Possenreißern, Künstlern aller Art, vom ersten Schauspieler und Improvisator bis zum elendesten Hundredressirer und Feuerverschluckter herab, kommt er in Berührung, lernt ihr Leben, Denken und Streben kennen und findet da plötzlich Menschen, die mitten in der Civilisation ein ähnlich Dasein fristen, wie die obdachlosen Nomaden der Steppen und Wüsten. Ueber dem Ganzen liegt ein gewisser Duff der Romantik und der Abenteuerlichkeit, der es recht gut kleidet. Auch an tiefpoetischen Stellen ist der Roman reich; dahin rechne ich die ergreifende Scene, wie eine große Menagerie in einer Nacht plötzlich in Brand geräth und ein Raub der Flammen wird. Holtei ist Volksschriftsteller, das beweist schon seine kräftige und doch gewandte, flüssige Sprache; alsdann der Umstand, daß er Szenen und Bilder anstellt, die durch ihre Deutlichkeit und Ursprünglichkeit manches engbrüstige, hyperfimentale Gemüth unangenehm berühren, aber doch süßlich reiner sind, als alle die sinnlichen Schilderungen vieler Salon- und Moralschriftsteller. Auch der Humor, welcher sich in jeder Schilderung ausdrückt, in jeder Scene offenbart, ist kein künstlicher, geschraubter, sondern wahrer, ächter Humor, denn nur ein solcher kann einen „Dufel Nasus“ schaffen und den Gedankengang eines „Niesen- und Zwergeführers Schkrampf“ wiedergeben. — Eine ganz andere Schriftstellernatur ist Guskow. Während Holtei tief im Volksthümlichen jaßt, erhebt sich Guskow über dasselbe und gibt in sich gleichsam die halbzerfahrene, zweifelstüchtige, nach allen Seiten schillernde Bildung unserer ganzen Zeit. Es ist ihm nicht Tiefe abzuspochen; aber er vertieft sich nicht gern in einen Gegenstand, sondern gewinnt ihm, indem er denselben mit den Händen um und umwendet, tausend in die Augen fallende Punkte ab. Er schafft Gebilde, um sie kunstgerecht wieder zu zerlegen und ihre innere Struktur zu zeigen; er ist wie ein Anatom, der dem Leibe in das Fleisch schneidet, um die Nerven zu verfolgen. Seine „kleine Narrenwelt“ enthält nun die Resultate seines anatomischen Verfahrens mit den Menschen. Die Wunderlichkeiten, Einbildungen, Gewohnheiten, Gelüste, Selbsttäuschungen, das Zwickeln, Zucken, Zerrn, Zappeln unseres innern Menschen, kurz: die „kleine Narrenwelt“ in uns, das ist der Inhalt des dreibändigen Werks, bestehend aus ältern und neuern Novellen, Aufsätzen, Betrachtungen aller Art. Guskow ist ein geistreicher Mann, und so hat er auch in diesem Werke des Interessanten, Belehrenden, Wahren viel gegeben. Und es ist wirklich etwas Märchliches um das Treiben und Denken der Menschen, wenn man es in derselben Beleuchtung ansieht, wie sie Guskow anwendet. Zudem ist der Inhalt so reichhaltig, so mannigfach, daß der Raum dieser Blätter zu klein wäre, wollte ich auf das Einzelne eingehen.

Hervorheben nur will ich im 1. Bande: die Reichthümer der Phantasie, in welchem Aufsatze der Verfasser das geistige Leben der französischen Neuromaniker, der Dumas und Sues schildert, und: König Franz in Fontainebleau, worin auf's Ergöglichste erzählt wird, wie die Umgebung des Königs allerlei körperliche Gebrechen heuchelt, um ihm glauben zu machen, er sei der schönste Mann. Im 2. Bande behandeln „die Nihilisten“ allerlei Zeitfragen in novellistischer Form; im 3. Bande werden unter dem Titel „Wirren der Zeit“ und „Wirren des Geschmacks“ eine Menge Thorheiten und Verwilderungen beleuchtet, als da sind: die innere Mission, das Tischrücken, das Blumenlesen in der Poesie u. Guskow ist ein Schriftsteller der Zeit; wenn, was er schreibt, alt wird, verliert es an Werth nicht, wohl aber an Interesse. Er ist in seinem Schaffen, in seinem Auffassen der Gegenwart selbst ein getreues Abbild dieser Gegenwart und wird dem spätern Geschichtsforscher eine reiche Fundgrube unseres Denkens, Strebens und Treibens, kurz: unserer Sitten und Narheiten sein. Er ist realistisch wie unsere Zeit; er beschäftigt den Verstand, aber das Herz geht meist leer aus. Seine erdichteten Menschen sind daher Automaten vergleichbar, die eine Menge geistreiche, geschickte Dinge herzusagen vermögen, zugleich aber mittheilen, warum sie nur dieß und nichts anderes sagen können. — Hackländer ist der beliebteste Schriftsteller der Gegenwart. Noch vor wenig Jahren war sein Name unbekannt, bis er durch sein „Solatenleben“ sich schnell allgemeine Anerkennung schaffte. Die „namenlosen Geschichten“, „Eugen Skilfried“, „Sclavenleben in Europa“ u. s. w. steigerten seinen Ruhm, und auch das neueste Werk, das mir von ihm vorliegt: „Der Augenblick des Glücks“ wird dem Verfasser neue Freunde verschaffen. Nicht mit Unrecht hat man Hackländer den „deutschen Boz“ genannt. Er hat viel Aehnliches mit diesem englischen Schriftsteller, dieselbe Leichtigkeit und Anmuth in der Behandlung der Stoffe, die genaue, detaillierte Schilderung der Charaktere, denselben Humor, der gern ein wenig an das Frivole streift, und die tiefe Kenntniß des Gebarens und Treibens jener Stände, welche sich als die bevorzugten betrachten. Was sich in den Salons und Speisesälen, in den Bierzimmern und Schlafgemächern der Fürsten, Reichen und Bernehmen, was sich in den glänzenden Hofzirkeln begibt, wie da die Menschen sich geberden, ärgern, intrigüiren, lachen, weinen und lieben, das weiß Hackländer darzustellen wie kein anderer Schriftsteller der Gegenwart. Dazu kommt die Leichtigkeit, Flüssigkeit und Lieblichkeit seiner Sprache und vor Allem die Gabe der gewandten Composition. „Der Augenblick des Glücks“ hat mich lebhaft an Scribe's Drama „Ein Glas Wasser“ erinnert. Wie hier von einem Glas Wasser eine Menge Ereignisse abhängen, so bildet in Hackländer's Roman ein mit einer Nadel durchhochener Papierstreifen den Brennpunkt, von dem strahlenförmig die übrigen Begebenheiten ausgehen. Das Buch ist überaus reich an charakteristischen Zeichnungen, unter denen die Unterredung zweier fürstlicher Kammerdiener gewiß die gelungenste ist. Auch in der Zeichnung weiblicher Charaktere ist Hackländer Meister, und in der Prinzessin Elise, so wie in dem Fräulein Helene v. Nivperda hat er weibliche Wesen mit allem Zauber der geistigen Begabung, Schelmerei und Lieblichkeit versehen aufgestellt. Die gelungenste humoristische Scene ist aber jedenfalls die, wo der, in zwei Parteien getheilte Hof im Gallaanzug in den Sälen des Schlosses auf die Niederkunft der Herzogin wartet; wo die eine Partei für ihre Pläne die Geburt eines Prinzen, die andere Partei die Geburt einer Prinzessin hofft. Bald kündigt Kanonen Donner das glückliche Ereigniß an und nun zählen die Parteien, ängstlich gespannt: 1—2—3 bis 21 Schüsse, die Partei der Prinzessin siegt; 22 und mehr Schüsse, die Partei des Prinzen jubelt. Weiserhaft ist die Aufregung, Spannung und schließlich die Entmuthigung der Parteien geschildert, als zwar ein Prinz erscheint, es aber für gut findet, sein Auge dem Lichte dieser Welt zu schließen. — Hackländer hat das Buch Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth gewidmet, und ihm damit die herrlichste Empfehlung auf den Weg mitgegeben.

D. L. J.